

Karoline Tschuggnall  
Sprachspiele des Erinnerns

Die Reihe FORSCHUNG PSYCHOSOZIAL: SUBJEKTIVITÄT & POSTMODERNE bietet ein Forum für avancierte Arbeiten über psychologische Phänomene der »Postmoderne«.

Es werden sowohl theoretische Arbeiten vorgestellt, als auch Arbeiten, die auf der Grundlage empirischer Untersuchungen einen Beitrag zur theoretischen Reflexion leisten.

In theoretischer Perspektive wird eine Integration poststrukturalistischer Positionen in den Diskurs der Psychologie vorgeschlagen. Das Paradigma der Empirie ist das der »qualitativen« Forschung: die narrative Rekonstruktion der Geschichte von Subjekten im Rahmen der Beziehung zwischen Forscher und befragtem – sich selbst befragendem – Subjekt.

Die Situation der »Postmoderne« ist dadurch gekennzeichnet, dass dem Subjekt für diese Rekonstruktion kein verbindlicher Rahmen mehr zur Verfügung steht, wie ihn die alten Meta-Erzählungen noch geliefert hatten: jene der Wissenschaft, Religion, Philosophie, Kunst, Politik usw.

Die Arbeiten dieser Reihe versuchen dazu beizutragen, dass die Antworten des Subjekts auf diese Situation Eingang in den theoretischen Diskurs der Psychologie finden.

Bisher sind in dieser Reihe erschienen:

Thomas Khurana: Die Dispersion des Unbewussten

Drei Studien zu einem nicht-substantialistischen Konzept des Unbewussten: Freud – Lacan – Luhmann

Barbara Kiesling: »...einfach weg aus meinem Leben.«

Eine qualitative Studie über Frauen, die ihren Partner getötet haben

Klaus-Jürgen Bruder: »Die biographische Wahrheit ist nicht zu haben«

Marita Ripke: »... ich war gut gelaunt, immer ein bisschen witzig«

Eine qualitative Studie über Töchter alkoholkranker Eltern

## FORSCHUNG PSYCHOSOZIAL: SUBJEKTIVITÄT & POSTMODERNE

DISKURS – PERFORMANCE – NARRATION

HERAUSGEGEBEN VON KLAUS-JÜRGEN BRUDER

Karoline Tschuggnall

# Sprachspiele des Erinnerns

Lebensgeschichte, Gedächtnis und Kultur

Psychosozial-Verlag

Die Drucklegung des Buches wurde vom Verein zur Förderung des Kulturwissenschaftlichen Instituts im Wissenschaftszentrum Nordrhein Westfalen mit Mitteln des Alfred-Anger-Fonds unterstützt.

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek  
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

© 2004 Psychosozial-Verlag / Haland & Wirth  
Goethestr. 29, 35390 Gießen  
Tel.: 0641/7 78 19, Fax: 0641/7 77 42  
e-mail: [info@psychosozial-verlag.de](mailto:info@psychosozial-verlag.de)  
[www.psychosozial-verlag.de](http://www.psychosozial-verlag.de)

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Vervielfältigung und Verbreitung sowie der Übersetzung, Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen oder optischen Systemen, der öffentlichen Wiedergabe durch Hörfunk-, Fernsehsendungen und Multimedia sowie der Bereithaltung in einer Online-Datenbank oder im Internet zur Nutzung durch Dritte.

Umschlagabbildung: © Christoph Burtscher, aus der Serie  
»Kommt ein Vogel geflogen...«, 2003 ([www.ch-burtscher.de](http://www.ch-burtscher.de))

Umschlaggestaltung: Christof Röhl nach Entwürfen  
des Ateliers Warminski, Büdingen

Printed by Majuskel Medienproduktion GmbH, Wetzlar  
ISBN 3-89806-337-2

## Inhalt

Danksagung	7
Einleitung	9

### Erstes Kapitel

#### **Die Gegenwart der Vergangenheit.**

Zum Verhältnis von Gedächtnis, Sprache und Kultur	23
1. »Bedeutung« als Schlüsselkonzept psychologischen Denkens	27
2. »Memory talk« – wie Erinnerungen entstehen	40
3. Der autobiographische Prozess	56

### Zweites Kapitel

#### **Erinnern als kommunikative Praxis**

1. Gelebte und erzählte Geschichten	71
2. Probleme des »narrativen Interviews«. Anmerkungen zu einer Forschungspraxis	75
3. Zur gemeinsamen Konstruktion einer biographischen Erzählung	81

### Drittes Kapitel

#### **»Ich« im autobiographischen Erzählen**

1. Der autobiographische Pakt	95
2. Modus der Rede, Modus der Schrift	98

3.	»Ich« als deiktischer Ausdruck oder: Was tue ich, wenn ich »ich« sage?	105
4.	Die »These der doppelten Indexikalität«	115
Viertes Kapitel		
	<b>Die anderen im autobiographischen Erzählen</b>	127
1.	»Intertextualität« und Lebensgeschichte	128
2.	Zur Alltagspsychologie von »Wahrheit« und »Lüge«	142
Rück- und Ausblick		149
Anhang		
	Transkriptionsregeln	156
	Kontextualisierungshinweise	157
Literatur		159

## Einleitung

»Die Kneipe« betitelte Vladimir Nabokov (1985) den fünften und letzten Teil seines »Stadtführers Berlin«. Die Kneipe, das sind zwei Räume mit ein paar Tischen, einer Theke gegenüber dem Eingang, einem Billardtisch, Zeitschriften und Zeitungen, die, zwischen zwei Stäbe geklemmt, an den Wänden hängen. An einen der beiden Räume schließt die Wohnung der Wirtsleute an. Durch die offenstehende Tür kann man beobachten, wie das Kind der Wirtsleute seine Suppe isst. Auch das Kind kann von seinem Platz aus die Kneipe sehen. Es blickt zu den beiden Männern herüber, die an der Theke sitzen. »Was immer ihm im Leben auch zustoßen wird«, heißt es in der Erzählung, »immer wird es sich an das Bild erinnern, das es aus dem kleinen Zimmer, wo es seine Suppe bekam, in seiner Kindheit Tag für Tag sah« – an den Billardtisch mit den Kugeln, die es nicht berühren darf, an die Zeitungen und Zeitschriften zwischen den Fenstern, den Zigarettenqualm, die allabendlichen Gäste, die Billard spielen und Bier trinken, an den Vater, der das Bier zapft. Was er denn sähe, fragt der Mann an der Theke und wendet sich dem anderen wieder zu. »Ja was auch«, schließt Nabokov. »Wie kann ich ihm begreiflich machen, dass ich jemandes künftige Erinnerungen geschaut habe?«

Im Folgenden wird es um autobiographische Erinnerungen gehen – um Geschichten, die Menschen über sich und ihr Leben erzählen, um Szenen, die ihnen noch gegenwärtig sind, um Bilder, die ihnen vor Augen stehen und die sie für ihre Zuhörer nachzeichnen. Nicht jedoch die erzählten Geschichten,

erinnerten Szenen und Bilder für sich genommen, sondern der Akt autobiographischen Erzählens und Erinnerns steht im Zentrum des Buches. Autobiographisches Erinnern wird nicht allein als Gedächtnisfunktion betrachtet; autobiographische Erzählungen werden nicht aus ihrem Zusammenhang genommen. Vielmehr wird es um das Verhältnis von Erinnerung und Erzählung – von Gedächtnis und Sprache – gehen, wird autobiographisches Erinnern als kommunikativer Akt, werden autobiographische Erzählungen als Zeugnisse interaktiven Geschehens und Dokumente einer sozialen und kulturellen Praxis verstanden werden.

Wenn Eltern schildern, wie es war, als sie so alt waren wie die Tochter oder der Sohn heute, wenn sich Verliebte stundenlang ihre Leben erzählen, wenn Großeltern auf Familienfeiern eine autobiographische Geschichte nach der anderen zum Besten geben, wenn Kinder in der Schule Erlebnisaufsätze schreiben oder Erwachsene bei Bewerbungsgesprächen Berufsbiographien entwerfen, geschieht dies nicht aus reinem Selbstzweck. Das Sich-Erinnern kann mahnende, belehrende, unterhaltende Funktion haben, mit den Erzählungen wird Nähe hergestellt, Erfahrungen werden tradiert oder soziale Anforderungen bewältigt. Selbst wenn ich mir im Stillen frühere Erfahrungen vergegenwärtige, wenn ich für mich, in Momenten lebensgeschichtlicher Krisen oder Umbrüche etwa, zu klären versuche, wie es dazu kam, geschieht dies im Hinblick darauf, wie es weitergehen wird.

Meist tun wir etwas mit den autobiographischen Geschichten, die wir erzählen. In der Liste der Beispiele, die seinem fiktiven Dialogpartner die »Mannigfaltigkeit der Sprachspiele« vor Augen führen soll, nennt Wittgenstein (1984) auch »eine Geschichte erfinden; und lesen« (§ 23). Eine fiktive Geschichte zu erzählen, ist für ihn »Teil einer Tätigkeit«; es ist Teil einer Praxis, die nicht klar trennt zwischen Sprechen und Handeln, zwischen Erzählen und Tun. Das soll, wie er schreibt, der Begriff »*Sprachspiel*« unterstreichen. Wittgenstein mag an dieser Stelle – der Nachsatz »und lesen« legt dies nahe – die Tätigkeit des Literaten im Auge gehabt haben. Aber auch meine Eltern haben Geschichten erfunden, wenn sie uns als Kindern von den Abenteuern der Großen Maus und von Doktor Rabe erzählt haben. Und manchmal erfinden wir eine Geschichte, um uns »aus der Affäre zu ziehen« oder Schwierigkeiten aus dem Weg zu gehen. Lügengeschichten sind auch erfundene Geschichten, und wie das »Bitten, Danken, Fluchen, Grüßen, Beten« ist das Lügen ein »*Sprachspiel*«, das gelernt sein will.

Wir lernen bitten, danken, fluchen, beten oder lügen, wenn wir sprechen lernen. Genauso wie wir lernen, fiktive oder (auto)biographische Geschichten zu erzählen. Lernen meint dabei nicht sosehr den Erwerb von Wissen, sondern vielmehr das Einüben in eine soziale Praxis – Wittgenstein



(1984) verwendet dafür die etwas missverständliche Formulierung des »Abgerichtet Werdens« (§ 5). Wenn wir lernen, autobiographische Geschichten zu erzählen, lernen wir nicht nur, wie solche Geschichten eingeleitet werden, was eine zeitliche Chronologie ist oder welche Kriterien für narrative Kohärenz und Plausibilität gelten. Wir lernen auch, bei welchen Gelegenheiten man autobiographische Geschichten erzählt und wann es unpassend ist, wem man was erzählen kann und was man wann und wem besser verschweigt; man lernt die Unterschiede zwischen Privatem und Öffentlichem, zwischen Inoffizielltem und Offizielltem, zwischen Wahrheit und Lüge. Wir machen uns, in anderen Worten, kulturelle Konventionen und soziale Normen zu Eigen, werden eingeübt in das Regelwerk einer Kultur.

Doch Sprachspiele sind, wie Wittgenstein (1984) feststellt, »nicht überall von Regeln begrenzt« (§ 68), genauso wenig wie die ihm immer wieder als Vergleich dienenden Ball-, Karten- oder Brettspiele. Im Tennis gibt es keine Regel dafür, wie hoch der Ball fliegen oder wie schnell der Spieler über den Platz rennen muss. Im autobiographischen Erzählen gibt es keine Regel, die besagt, wie viele Personen in einer Geschichte vorkommen müssen oder dürfen, oder von welchen Ereignissen sie zu handeln hat. Wenn ich erzähle, wie ich heute morgen aufgestanden bin, geduscht, Radio gehört und gefrühstückt habe, mag das zwar eine langweilige Geschichte sein, sie bleibt nichtsdestotrotz autobiographisch. »Und gibt es nicht auch den Fall«, fragt Wittgenstein, »wo wir spielen und – ›make up the rules as we go along‹« (§ 83)? Oder den Fall, dass man ein Spiel auf eine bestimmte Art und Weise beginnt, und nach einer gewissen Zeit zusätzliche Regeln einführt oder die bestehenden Regeln verändert? Wie häufig etwa ändern Kinder mit dem Ausruf »Jetzt machen wir das aber so!« die Regeln ihres Spiels.

Vergleicht man, wie es Wittgenstein (1984) getan hat, unterschiedliche Spiele miteinander, wird man also »nicht etwas sehen, was *allen* gemeinsam wäre«, aber man wird »Ähnlichkeiten, Verwandtschaften, sehen, und zwar eine ganze Reihe« (§ 66). So gibt es zwar bei vielen Spielen Gewinner und Verlierer; in einigen Fällen jedoch – wie bei Sandkastenspielen – sind ganz andere Dinge wichtig. Manche Brettspiele sind in Hinblick auf die Rolle von Zufall und Glück den Würfelspielen verwandt, und Schach, obwohl ein Brettspiel, gleicht in Hinblick auf die Rolle von Können und Geschick vielen Ballspielen. Und doch unterscheidet sich das Geschick im Schachspiel wesentlich vom Geschick beim Fußball.

Sprachspiele folgen einem analogen Prinzip. Mir ist keine Form autobiographischen Erzählens bekannt, die allen anderen Formen als Modell dienen könnte. Literarische Autobiographien, die oft als ein solches Modell für autobiographisches Erzählen betrachtet werden, gleichen zwar in vielerlei

## **Erstes Kapitel**

### **Die Gegenwart der Vergangenheit.**

Zum Verhältnis von Gedächtnis, Sprache und Kultur

»Wir nehmen«, so stellt Jorge Luis Borges (1992) in seiner Erzählung »Das unerbittliche Gedächtnis« fest, »mit einem Blick drei Gläser auf einem Tisch wahr«. Die Hauptfigur seiner Erzählung, Ireneo Funes, jedoch »alle Triebe, Trauben und Beeren, die zu einem Rebstock gehören. Er kannte genau die Formen der südlichen Wolken des Sonnenaufgangs vom 30. April 1882 und konnte sie in der Erinnerung mit der Maserung auf einem Pergamentband vergleichen, den er nur ein einziges Mal angeschaut hatte, und mit den Linien der Gischt, die ein Ruder auf dem Río Negro am Vorabend des Quebracho-Gefechtes aufgewühlt hatte.« Ireneo Funes erinnert sich an alles, was er je gesehen oder gehört, je gelesen oder erzählt bekommen, je empfunden oder sich vorgestellt hat. Er behält jede Einzelheit und jeden Moment einer Begegnung im Gedächtnis, und jedes Erinnerungsbild ruft die damaligen Empfindungen wach. Rekonstruiert er den vorangegangenen Tag, so beansprucht dies wiederum vierundzwanzig Stunden, denn Funes erinnert sich auch an jeden seiner Träume und an alle Eindrücke und Gefühle im Halbschlaf. Bis ihn sein atemberaubendes Gedächtnis erstickt: »Ireneo Funes starb 1889, an einer Lungenembolie«, schreibt Borges. Er wurde einundzwanzig Jahre alt.

Borges hat seiner Geschichte die Form eines Erinnerungsberichts gegeben, den der Ich-Erzähler als Beitrag für einen noch herauszugebenden Band über Funes schreibt. Tatsächlich wäre dieser Band wohl geschrieben worden, wenn Funes' Fall nicht hypothetisch wäre. Und vermutlich wären auch Neuro- und Gedächtnispsychologen auf ihn aufmerksam geworden wie auf den russischen Zeitungsreporter Schereschewski, dessen außergewöhnliches Gedächtnis Alexander Luria (1991) beschreibt. Aber auch als fiktiver Fall beschäftigt Funes die Wissenschaften. Für den Gedächtnispsychologen Daniel Schacter (2001, S. 135ff.) macht sein Beispiel eindrucksvoll deutlich, wie wichtig es ist, vergessen zu können, wenn es darum geht, abstrakt zu denken. Denn gerade weil Funes jede auch noch so unscheinbare Einzelheit erinnert, ist er unfähig, wie Borges (Borges & Ferrari, 1990) über seine Figur bemerkt hat, »zu generalisieren, unfähig zu denken – da ja das Denken des Abstrahierens bedarf, und diese Abstraktionen entstehen, indem man kleine Unterschiede vergisst« (S. 164). Funes' Gedächtnis lässt ein solches Vergessen nicht zu, und so zeigt er sich erstaunt darüber, dass die Bezeichnung *Hund* »so viele Geschöpfe verschiedener Größe und verschiedener Gestalt umfassen soll«, und auch die Tatsache, »dass der Hund von 3 Uhr 14 (im Profil gesehen) denselben Namen führen soll wie der Hund von 3 Uhr 15 (gesehen von vorn)«, stößt bei ihm auf Unverständnis.

Funes fehlt jedoch nicht nur die Fähigkeit zur Abstraktion. Wenn wir wie er jedes Detail jeder Seite unserer Vergangenheit erinnern würden, wenn uns jede Episode bis in ihre kleinsten Verästelungen hinein im Gedächtnis bleiben würde, wir wären unfähig, wie Schacter feststellt (2001, S. 137), die Geschichte unseres Lebens zu erzählen. Das mag zunächst paradox erscheinen, wird das Vergessen häufig doch gerade als das Gegenteil von Erinnern und nicht als Bedingung dafür gedacht. Und müssten sich nicht alle, die ihre Autobiographie schreiben oder in einer anderen Form ihr Leben erzählen wollen, ein Gedächtnis wie das von Funes erträumen? Denn nicht nur, dass sich, wie es in der Erzählung heißt, »jedes Blatt jeden Baumes in jedem Wald« unauslöschlich in sein Gedächtnis eingeprägt hat. Funes erinnert immer auch, wann, wo und unter welchen Umständen er einen Gegenstand wahrgenommen, ein Tier gesehen oder einem Menschen begegnet ist, genauso wie er nie vergisst, wann, wo und in welchem Zusammenhang er sich das einmal Gesehene oder Gehörte zu einem späteren Zeitpunkt wiederum vor Augen geführt hat.

Genau dies ist das Problem: Funes erinnert *nur* einzelne Episoden. Er erinnert eine Welt in Stücken, ohne Zusammenhang. Um es in gedächtnispsychologischen Begriffen zu sagen (Conway & Rubin, 1993; Schacter,

2001, S. 148ff.): Funes stellt den außergewöhnlichen, wenn auch fiktiven Fall einer Person dar, deren gesamtes autobiographisches Wissen als *ereignisspezifisches Wissen* repräsentiert ist. Ereignisspezifisches Wissen wird in der neueren gedächtnispsychologischen Literatur jedoch nur als eine – die unterste – Ebene in einem hierarchisch aufgebauten Modell autobiographischen Wissens konzipiert. Über dieser Art von Wissen liegt die Ebene *allgemeiner Ereignisse*, das sind Ereignisse, die in Zeiträumen von Tagen, Wochen oder Monaten immer wiederkehren und deren Struktur man erinnert. So weiß ich etwa, dass ich 1997 regelmäßig mit dem ICE von Berlin nach Essen gefahren bin, und auch wenn ich keinerlei Erinnerung an eine bestimmte Fahrt habe, so kann ich doch den Charakter dieser Zugfahrten schildern, sagen, was ich für gewöhnlich während dieser Fahrten gemacht habe und welche Eindrücke sich mir eingeprägt haben. Die dritte, oberste Ebene autobiographischen Wissens stellt in diesem Modell die Ebene der *Lebensphasen* dar, die sich auf Zeiträume bezieht, die in Jahren und Jahrzehnten zu messen sind: meine Kindheit und Jugend in Polling, mein Studium in Innsbruck, meine Jahre in Berlin oder meine Zeit in Hannover.

Laut diesem Modell ist der gleichzeitige Zugriff auf alle drei Ebenen (oder Formen) autobiographischen Wissens die Bedingung dafür, dass Menschen ihre Lebensgeschichten erzählen können. Funes fehlt diese Voraussetzung. Er erinnert zwar, wie schon gesagt, jede Episode seines Lebens, Verallgemeinerungen aber, ohne die es keine Erinnerung an wiederkehrende Ereignisse oder bestimmte Lebensphasen gäbe, sind ihm fremd.

Von daher führt nicht nur, wie Schacter (2001, S. 136f.) betont, die Tatsache, dass Funes nichts vergisst, dazu, dass er die Geschichte seines Lebens nicht erzählen kann. Denn würde er es versuchen, würden Erzählzeit und erzählte Zeit in eins fallen und der Bericht würde genauso viele Jahre beanspruchen, wie es dauerte, das Leben zu leben, von dem er handelt. Dass aber auch dann das Erzählen keine Geschichte ergeben würde, sondern nur eine Aneinanderreihung von Episoden, hätte auch damit zu tun, dass Funes das Konzept einer Geschichte genauso unverständlich wäre wie das einer Lebensphase oder einer Biographie. Dass wir im Allgemeinen eine Vorstellung von unserer Kindheit und Jugend haben, oder dass es in vielen Biographien Wendepunkte gibt, würde ihn vermutlich ebenso in Erstaunen versetzen wie die Tatsache, dass ein von vorn gesehenes Tier genauso als »Hund« zu bezeichnen ist wie das kurz zuvor aus einer anderen Perspektive betrachtete.

Neben der Frage nach der Bedeutung des Vergessens für autobiographische Erinnerung lässt sich am Beispiel des Ireneo Funes also auch diskutieren, welche Rolle allgemeine Konzepte und Begriffe spielen, wenn es

um das Erzählen der eigenen Lebensgeschichte geht. In gedächtnispsychologischen Begriffen (Tulving, 1993) gefragt: Welche Verknüpfungen muss es zwischen dem *episodischen Gedächtnis* (dem Gedächtnis für konkrete lebensgeschichtliche Ereignisse) und dem *semantischen Gedächtnis* (dem Gedächtnis für allgemeine Begriffe und Konzepte) geben, damit autobiographische Erinnerung möglich ist?

Allgemeine Konzepte wie das einer Geschichte und Begriffe wie die einer Lebensphase oder einer Biographie sind sprachliche und damit kulturspezifische Konzepte und Begriffe – und sie haben, wie Ariès (1975) für die Kindheit gezeigt hat, eine Geschichte. Und so lässt sich nicht nur errahnen, wie sehr das Bewusstsein, das wir von uns selbst und unserer Geschichte haben, von der Sprache und den kulturellen Konzepten geprägt ist, die uns zur Vergegenwärtigung unseres Lebens zur Verfügung stehen. Wie die Sprachspiele des Erinnerns, die den Gegenstand dieses Buches bilden, ist auch jedes Nachdenken darüber, wie Lebensgeschichten entstehen, eingelassen in eine spezifische Kultur und damit abhängig von den Begriffen und Konzepten, die sie zur Verfügung stellt.

Das Verhältnis von Sprache und Erinnerung gehörte lange Zeit zu den Stiefkindern psychologischer Forschung. In weiten Teilen der Psychologie wurden, so stellt die Entwicklungspsychologin Katherine Nelson (1996, S. 3ff.) fest, über Jahrzehnte hinweg Sprache und Kognition als zwei voneinander unabhängige Gegenstandsbereiche betrachtet. Zwar wurde Sprache als Mittel der Verständigung zwischen Menschen und als Medium gesehen, in dem Informationen, Wissen, Erinnerungen oder Gedanken weitergegeben werden. Die Frage nach ihrer Bedeutung für kognitive Prozesse jedoch wurde selten gestellt. Nelson ist mit ihrer Einschätzung nicht alleine. Andere haben sich ähnlich geäußert und haben wie Nelson dafür plädiert, kognitionspsychologische Fragen in Hinblick auf die Rolle von Sprache und anderen kulturellen Symbolsystemen neu zu formulieren (Bruner, 1990, 1996; Cole, 1996; Edwards & Potter, 1992; Edwards, 1997; Harré & Gillett, 1994; Lave, 1988; Stigler, Shweder & Herdt, 1990; Valsiner, 1998; Wertsch, 1991).

Im ersten Abschnitt dieses Kapitels werde ich unterschiedliche Wege verfolgen, die in den letzten Jahren bei der Reformulierung kognitionspsychologischer Fragen eingeschlagen wurden. Dabei werde ich mich vor allem auf zwei Ansätze konzentrieren: auf die Kulturpsychologie Bruners (Bruner, 1990, 1996, 2002) und auf die Diskurspsychologie (Edwards & Potter, 1992; Edwards, 1997; Harré & Gillett, 1994). Im Anschluss daran werde ich (im ersten Teil des zweiten Abschnitts) das Verhältnis von Sprache und